Randbemerkungen zur Rechtschreibung

Autor(en): **Rüedi, Werner**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1971)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422152

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Versuchen wir zusammenzufassen!

Die Stärke von Kaisers Arbeit liegt in ihrer sauberen, durchdachten Methode. Er beobachtet an seinem klar umschriebenen Material, was dieses hergibt, und kommt so zu objektiven Ergebnissen. In diesem Rahmen sind seine Resultate unbestreitbar. Wenn wir diese oder jene Angabe bezweifeln, so tun wir das aus unserer anders gelagerten Kenntnis des Schweizer Hochdeutschen heraus, aus unserm eigenen Sprachbesitz, aus unserer Leseerfahrung. Setzen wir so da oder dort ein Fragezeichen, so werfen wir Kaiser damit nicht vor, er habe falsch beobachtet oder falsche Schlüsse gezogen, sondern wir stoßen hier an die Grenze seines Beobachtungsfeldes, wo die Umrisse unscharf werden. Unsere Einwände besagen somit: Zu diesem Fall müßte man weiteres Material sammeln. Denn so groß Kaisers Beobachtungsmaterial ist, es bleibt doch immer hinter dem Ganzen des Schweizer Hochdeutschen zurück, es bleibt ein — repräsentativer — Ausschnitt. Wir täten dem Verfasser unrecht, wenn wir das vergäßen. Wir müssen seine große und großartige Leistung innerhalb des Rahmens beurteilen, den er ihr gezogen hat und hat ziehen müssen. Uns steht es nun frei, beizutragen, was wir aus unserer Sicht beibringen können.
Stephan Kaiser hat das geleistet, was wir von der Schweiz aus nicht zu leisten imstande sind. Dafür sind wir ihm großen Dank schuldig.

Randbemerkungen zur Rechtschreibung

Von Werner Rüedi

Wir bringen die nachfolgenden Betrachtungen, auch wenn wir mit vielen Einzelheiten nicht einverstanden sind, am wenigsten mit dem langen S, das der Verfasser aus der Fraktur in die Antiquaschrift übernehmen möchte. *Die Schriftleitung*

Recht verschiedenartig sind die Beweggründe zum Rufe nach der Vereinfachung, Erneuerung, Verbesserung der deutschen Rechtschreibung. Es kommt ganz darauf an, von welcher Seite, aus welchem Lager, wem zuliebe die Forderungen erhoben werden. Ist die Gleichmacherei die Triebkraft, handelt es sich um Zugeständnisse gegenüber dem sprachlich schlecht Geschulten oder beherrscht gar der Großrechner alle diesbezüglichen Überlegun-

gen? Gewiß verstehen nicht alle das gleiche unter „Vereinfachung“, noch unter „Erneuerung“ oder gar „Verbesserung“. Heißt Vereinfachung das Ausmerzen gewisser Zeichen, bedeutet Erneuerung eine Angleichung an einen bestimmten Zeichensatz oder an ein Abc einer andern Sprache, soll Verbesserung mit Dürftigkeit gleichgesetzt werden?
Erhalten unsere Überlegungen ihren Auftrieb durch Kräfte, die außerhalb der Sprache wirksam sind, so müssen wir die Forderungen, die von dieser Seite an uns gestellt werden, mit aller Vorsicht aufnehmen. Tun wir das nicht, so geraten wir in ein Kräftespiel, aus dem es kaum noch ein Entrinnen gibt.
Viele glauben, sie müßten die Rechtschreibung der Allgemeinheit zuliebe so erleichtern, daß auch der sprachlich Unbegabte, der schlecht Geschulte leicht fertig werde damit. Sie geraten aber dadurch ungewollt in eine üble Lage. Im Zuge ihrer Bemühungen schlagen sie sich, ohne es vielleicht wahrzunehmen, zu den „schrecklichen Vereinfachern“. Sie wenden die Spielregeln des Volksstaates auf einem völlig ungeeigneten Gebiete an und verwandeln sich aus Treibenden in Getriebene, machen Zugeständnisse wider besseres Wissen und opfern ihre Bestrebungen schließlich den Wünschen einer Mehrheit, die, näher besehen, nur in ihrer Einbildung besteht.
Aus dieser verfuhrwerkten Lage sprießen nun die scheinbaren Verbesserungsvorschläge, die auf viele anziehend wirken, im Grunde genommen aber helfen, die Rechtschreibung und damit die Genauigkeit zu verunglimpfen. Das folgende Stück geißelt in fröhlicher Übertreibung ein solches Vorgehen.

Aufrur im klasensimer

> Alles wird rationalisiert, aber die deutsche Rechtschreibung ist heute noch genau so kompliziert und unlogisch wie zu Urgrossvaters Zeiten. Beginnen wir also ohne Verzug, diesen Missständen abzuhelfen.

Erster Schritt

> Wegfall der Grossschreibung
>
> einer sofortigen einführung steht nichts im weg, zumal schon viele firmen zur kleinschreibung übergegangen sind.

zweiter schritt

> wegfall der dehnungen und schärfungen
>
> dise masname eliminirt schon di gröste felerursache in der

primarschule. den sin oder unsin unserer denungen und konsonantenverdoplung hat onehin nimand kapirt.

driter schrit

v und ph ersetzt durch f
z ersetzt durch s
sch ersetzt durch s

das alfabet wird um swei buchstaben redusirt. sreibmasinen und setsmasinen fereinfachen sich, wertfole arbeitskräfte könen der wirtsaft sugefürt werden.

firter srit

q, c, und ch ersest durch k
j und y ersest durch i
pf ersest durch f

iest sind son seks bukstaben ausgesaltet. di sulseit kan sofort fon akt auf swei iare ferkürst werden. anstat aksig prosent sprakunterikt könen nüslikere fäker wi fisik, kemi, reknen mer geflegt werden.

fünfter srit

wegfal fon ä, ö, ü seiken

ales uberflusige ist iest ausgemerst. di ortografi wider slikt und einfak. naturlik benotigt es einige seit bis dise fereinfakung uberal riktig ferdaut ist, fileikt sasungsweise ein bis swei iare. anslisend durfte als nakstes sil di fereinfakung der nok swirigeren und unsinigeren gramatik anfisirt werden.

(Bachofens Digest Nr. 4, Dezember 1964)

Mittels der Übertreibung — auch der obenstehenden — läßt sich unbeschwert auf übers Ziel schießende Folgen und Abwegiges hinweisen und leise warnen.
Scheinbar überflüssige Zeichen merzen wir aus, um die Rechtschreibung zu vereinfachen und zu erleichtern. Statt dessen erhalten wir ein schwer lesbares Geschreibsel.
Befassen wir uns zunächst mit den Vereinfachungen, die bis heute in der deutschen Rechtschreibung, allerdings zur Hauptsache in der deutschen Schweiz, durchgeführt worden sind.
Da wäre einmal das S. Dieser Laut nimmt im Deutschen eine besondere Stellung ein. Mit ihm sollten wir deshalb auch recht sorgfältig umgehen.

Als der Duden von der gotischen zur lateinischen Schrift überging, ließ er das lange S fallen und setzte nur noch das runde S. Dadurch litt sofort die Klarheit. Nicht nur wurden Verkleinerungen wie Häuschen, Röschen, Blüschen, die an und für sich richtig geschrieben sind, deshalb unleserlich, weil am Silbenanfang halt auch s steht statt ſ, sondern auch die Zusammensetzungen wie aussenden, Gassektor bereiten Schwierigkeiten. Immerhin sind wir in dieser Angelegenheit jahrelang geschult worden und schlagen uns recht leidlich durch trotz dieser von uns geschaffenen Unzulänglichkeit. Stoßen wir aber zufälligerweise einmal auf ein ziemlich unbekanntes Gebilde wie Eschatologie, so wird uns recht deutlich, daß die Vereinigung von ſ und s zu s das Lesen einer ansehnlichen Zahl von Wörtern erschwert hat.
Daß der Duden in den Augen vieler Deutschschweizer recht rückständig ist — es betrifft vor allem diejenigen, welche sich beim Geschäftemachen wohl oder übel mit der Rechtschreibung befassen müssen —, ergibt sich daraus, daß bei uns über die Vorschriften des Duden hinweg weitere Vereinfachungen aufgekommen sind.
Im Zuge der Beschränkung auf s schien es vielen bei uns folgerichtig, auch ß wegzulassen. Zudem war den Gleichmachern dieser Buchstabe längst lästig geworden, und sie begrüßten erleichtert dessen Beseitigung.
Wem ist es noch gegenwärtig, daß ss wie tt, ll den vorausgehenden kurzen und offenen Selbstlaut andeuten (Gewissen, Wetter, Wille) und daß es im Gegensatz zu unserer Aussprache zuverlässig (nicht zuverläßig), Flosse (nicht Floße) heißt?
Dagegen deutet ß den vorausgehenden langen und geschlossenen Selbstlaut an. Wen berührt es noch unangenehm, wenn statt „süße Muße“ häufig „süsse Musse“ zu lesen ist? (Hier sollten ü und u der Schreibung gemäß eigentlich kurz und offen lauten.)
Wer weiß noch, daß wir nach einem Zwielaut nie zwei gleiche Buchstaben setzen, also nicht „lauffen, reutten“ schreiben, und wen stört es deshalb noch, wenn in den schriftlichen Arbeiten unserer Schulen sozusagen ausnahmslos statt „fleißig“ „fleissig“, statt „draußen“ „draussen“ als richtig angesehen wird. Ist an diesem Übelstand etwa der Schüler schuld?
Wen ärgert es noch, daß wir Masse nicht mehr von Maße unterscheiden und den Maßstab, den Schießstand nicht mehr bewältigen und lieber sss annehmen. Wo bleibt da der Ruf nach Vereinfachung unserer Rechtschreibung? Mit ß können wir eine Menge s einsparen und beim Schreiben mit der Maschine die Zahl der Anschläge bedeutend verringern.
Warum aber sollte sich die Allgemeinheit über derartige Zusammenhänge auch Gedanken machen, wenn im Verhandlungs-

bericht einer Besprechung unter Fachleuten (die Schweizerische Orthographiekonferenz 1963) betreffend ß unter anderen Gründen auch dieser dargetan wird: „Im allgemeinen Schriftverkehr steht seiner Wiedereinführung zudem die Tatsache entgegen, daß es auf den Hunderttausenden von Schreibmaschinen, die in unserem Lande im Gebrauch stehen, nicht vorhanden ist.“ Ist es nicht bedenklich, wenn eine solche „Begründung“, die jedem Politiker wohl anstände, bei Fachleuten Zugang findet?
Mit der Abschaffung dieses Buchstabens sind die Beziehungen des Schreibenden zum Verhältnis zwischen Laut und Schrift wesentlich gestört, wenn nicht gänzlich abgebrochen worden. Den größten Übelstand aber brachte die Beseitigung von Ä, Ö, Ü in der deutschen Schweiz. Diese Vereinfachung der Rechtschreibung hat sich bei uns verhängnisvoll ausgewirkt.
Das Unvermögen, hier den einfachen Laut vom Zwielaut zu unterscheiden, ist so verbreitet, daß kein Mensch mehr Anstoß daran nimmt. So muß sich Aero die gleiche Aussprache gefallen lassen wie Ära; Üetendorf wird mit Übeschi und Uetigen in den gleichen Kübel geworfen.
Es gibt in der Schweiz rund siebzig Ortsnamen, die mit Ü, Ue oder Üe beginnen. Im Ortsnamenverzeichnis fangen alle gleich an, nämlich mit Ue. Auch der Fachmann ist nicht mehr in der Lage, die Aussprache der einzelnen Ortsnamen mit Sicherheit anzugeben.
Durch den Einsatz des Großrechners ist dieser Übelstand zum Notstand geworden. Da er angeblich nur über Großbuchstaben verfügt, Ä, Ö, Ü aber nicht dabei sind, so tritt das Übel, hervorgerufen durch die Abwesenheit der Umlaute (Ä = AE, Ö = OE, Ü = UE), auch im Wortinnern auf. Wie sollen sie beispielsweise die zahlreichen Deutschschweizer Namen mit üe schreiben? Ganz einfach, ü wird durch ue ersetzt; also heißt der RÜEGG jetzt RUEEGG. Einfacher kann es wirklich nicht mehr gehen!
Die Begeisterung für die Unfähigkeit des Großrechners findet bei uns offenbar keine Grenzen. Schon tauchen maschinengeschriebene Anschriften auf, wo der Rüefli nun Rueefli heißt.
In diesem Zusammenhang ist einmal mit aller Deutlichkeit festzuhalten, daß es längst Großrechner gibt, deren Buchstabensatz mit Umlauten vervollständigt ist und daß seit Jahrzehnten jede Menge Schreibmaschinen mit Ä, Ö, Ü, ß auf dem Markt angeboten wird. Aber in Deutschland, in Italien, in den Vereinigten Staaten müssen sie eigens für die deutschsprachige Schweiz Schreibmaschinen ohne Ä, Ö, Ü herstellen. Woher kommt solches? Dünken wir uns in den Belangen der deutschen Rechtschreibung führend?
Das Ergebnis der bisherigen Betrachtungen ist recht betrüblich.

Durch Maßgebende sind, um zu vereinfachen, Buchstaben abgetan worden; diese „Vereinfachungen" haben sich bei uns durchgesetzt; sie förderten aber die Entfremdung von der geschriebenen Sprache. Wo soll das enden? Vermutlich wird dereinst die Zahl die Buchstaben ersetzen!
Die bis hier besprochenen Maßnahmen lassen sich, näher besehen, als scheinbare Vereinfachung bezeichnen. In Wirklichkeit haben sie das Lesen erschwert, teilweise sogar verunmöglicht.
Diese Feststellung ist leider für die Vereinfachungsbesessenen unerheblich. Längst hat bei ihnen das Gespräch darüber aufgehört. Auf ihrer Seite stehen Hunderttausende. Der vorgenommene Buchstabenabbau hat sich eingelebt. So sagen sie. Und gegen das Eingelebte auftreten zu wollen, ist doch wirklichkeitsfremd, hat keinen Sinn, heißt gegen eine Wand rennen. Die so reden, beschönigen mit „eingelebt" ihr Kleben am Bestehenden, verschließen sich damit notwendigen Änderungen, verharren in der Unverbesserlichkeit.
Deshalb verlassen wir mit Erleichterung dieses Gefilde, wo die Starrheit, die Unzulänglichkeit herrscht. Wir begeben uns nun dorthin, wo das Gespräch noch sinnvoll ist, das Abwägende noch gilt.
Wir wollen vorerst auf die Bestrebung der Vereinigung eintreten, die als Teilziel die gemäßigte Kleinschreibung vorsieht. Die Forderung, die Dingwörter klein zu schreiben (außer den Namen und noch einigen anderen Wörtern), führt ihre Herkunft wohl zum kleineren Teil auf sprachliche Belange zurück.
Das Bemühen um die sprachlich Schwachen mag die stärkste Triebkraft ihrer Bestrebungen sein. Es ist jedoch einzuräumen, daß hinsichtlich der Großschreibung die Schwachheit sehr stark verbreitet ist und schließlich nur noch wenige bleiben, die sich auch in den heikelsten Fällen fehlerlos durchschlagen. Solches Versagen dürfte aber nicht Anlaß zur Aufgabe der Großschreibung geben. Vorher sollten die sprachlichen Vorteile, welche die Großschreibung mit sich bringt, wohl abgewogen werden.
Wenn die Anhänger der gemäßigten Kleinschreibung davon reden, daß die meisten andern Sprachen klein geschrieben werden, daß die Dänen unter der Führung der Zeitungen ebenfalls auf die Kleinschreibung umgestellt haben, so ist das für die deutsche Sprache kaum schlüssig. Auch das Mittelhochdeutsch, das klein geschrieben wurde, läßt sich in diesem Zusammenhang nicht mit dem Neuhochdeutschen vergleichen. Es unterlag eigenen Gesetzen und zeigt einen anderen Aufbau.
In der „Stellungnahme" der Schweizerischen Orthographiekonferenz sind im Anhang 1 (zur Groß- und Kleinschreibung) fünfundfünfzig Beispiele zusammengetragen, die eindrücklich ver-

anschaulichen, was die Großschreibung wertvoll macht. Eines sei hier aufgeführt:

Bisher hatte der junge empfindsame großstadtmenschen in schemenhaft gespenstischer art dargestellt.	Bisher hatte der junge Empfindsame Großstadtmenschen in schemenhaft gespenstischer Art dargestellt.

Wenn wir den Inhalt des Satzes in Kleinschreibung so widerzugeben versuchen, daß er unmißverständlich wird, müssen wir die Wortfolge ändern; dadurch stören wir aber je nach der Art der Änderung den Wohllaut leicht bis erheblich. Übersetzen wir den Wortlaut etwa ins Französische, so sehen wir deutlich, wie das Deutsche durch die Großschreibung an Beweglichkeit gewonnen hat. Ähnlich ergeht es uns auch mit anderen Beispielen, in denen der Wortlaut dank der Großschreibung einen bestimmten Ablauf nehmen kann, der ihm sonst versagt bliebe.
Für die Alltagssprache könnte die Kleinschreibung gewiß genügen. Wollen wir aber die dichterische Kraft voll ausschöpfen, dann bietet die Großschreibung nicht zu übersehende Vorteile. Sie ermöglicht die Vielfalt der Aussageweise und erhöht damit die Geschmeidigkeit der deutschen Sprache wesentlich.
Außerdem fällt sicher auch in Betracht, daß sich das Geschriebene leichter lesen und dessen Inhalt schneller erfassen läßt.
Wie in den vorher besprochenen Vereinfachungen macht sich auch bei der Forderung, die Kleinschreibung einzuführen, unverkennbar das heutige Streben nach der formalen Gleichheit geltend. Die formale Gleichheit aber vergröbert und wird der bestehenden einzelnen Lage selten gerecht.
Auch diese Rechtschreibneuerung läßt sich, näher besehen, zu den scheinbaren Verbesserungen zählen. Für die folgenden Darlegungen stellt sich nun die Aufgabe, Vorschläge zu wirklichen Verbesserungen zu machen.
Wenn wir uns von Strömungen, die sich außerhalb der Bedürfnisse der Sprache zeigen, beeinflussen lassen, dann versperren wir uns den Weg, sprachgemäß zu denken. In Rechtschreibfragen kann aber für unsere Überlegungen nur das Verhältnis zwischen Laut und Zeichen wegleitend sein. Allein das Bemühen um die Übereinstimmung dieser beiden bietet Gewähr, eine wirkliche Verbesserung zu erreichen. Ein anderes Maß ist kaum zulässig.
Beginnen wir mit dem Buchstaben ß. Dieses Zeichen steht jedenfalls am Silbenende, töne der vorausgehende Selbstlaut lang und geschlossen (bußfertig, Fuß) oder kurz und offen (bißchen, Schluß). Lautgemäß sollte jedoch „biſschen, Schluſs“ geschrieben werden, was unser gegenwärtiges Abc in seiner Dürftigkeit

nicht zuläßt. Deshalb könnte wohl vereinfacht „bisschen, Schluss“ gelten. Uns liegt diese Lösung jedenfalls näher als diejenige vom Duden mit ß. Mit solcher Schreibung wären wir endlich in der Lage, „Schoß“ von „Schoss“ zu unterscheiden. Um eine Anhäufung von s zu verhindern, sollten wir jedoch bei Zusammensetzungen ß wieder schreiben, also „Schlußsatz“ und nicht „Schlusssatz“. (Falsch wäre „Schlussatz“.) So gelänge es uns, einen Übelstand in der deutschen Rechtschreibung annähernd zu beheben.

Vom Laut, der in der Schrift mit f, v, oder ph wiedergegeben ist, wird im allgemeinen wenig gesprochen. In Lehrbüchern finden wir darüber äußerst selten etwas. Die Schulen befassen sich kaum damit, sei es, daß die Behandlung dieses Lautes in der unteren Mittelschule noch zu anspruchsvoll wäre, die höhere Mittelschule Wichtigeres zu tun hat, als sich hierüber zu verbreiten, oder sei es, daß in dieser Beziehung eine allgemeine Unsicherheit herrscht, so daß sich niemand gern damit abgibt. Deshalb ist es begreiflich, wenn hie und da vorgeschlagen wird, dieser Laut sei mit *einem* Buchstaben zu bezeichnen, nämlich mit f. Ein solcher Vorschlag deutet auf eine gewisse Ratlosigkeit hin.

Wenn wir uns aber näher mit diesem Laut befassen, so sehen wir bald einmal, daß die Rechtschreibebücher nicht unterscheiden zwischen den verschiedenen Lauten, die mit f oder v geschrieben werden. Und doch sollten wir f überall da einsetzen, wo ein scharf geriebener Laut hörbar ist (schlafen, greifen). In Wörtern mit schwach geriebenem Laut käme nun das V zu seinem Recht. Also wäre „Haven“ (nicht „Hafen“), „Heve“ (nicht „Hefe“) zu schreiben, so wie dieser Buchstabe in „Frevel“ richtig eingesetzt ist.

Es ist üblich, bei Wörtern griechischer Herkunft ph zu setzen (Phon, Graphologie). Trotzdem dieser Laut im Griechischen nur mit einem Buchstaben geschrieben wird, hat sich in der Verdeutschung ph mehr oder weniger gehalten. Weshalb sollen wir solche Wörter nicht lautgemäß mit f oder v schreiben? Damit verschwände eine unliebsame Buchstabenzusammensetzung.

Falls der Laut im Griechischen mit zwei Buchstaben wiedergegeben würde, wäre das noch lange kein Grund, das auch im Deutschen zu tun. Wir sollten uns von der Erreichung des Zieles „ein Laut = ein Buchstabe“ durch nichts abhalten lassen.

Immerhin brauchen wir ph nur für einen Laut und sozusagen ausschließlich in Fremdwörtern. Anders verhält es sich mit ch. Während die Aufgabe dieser Zusammensetzung in deutschen Wörtern ziemlich eindeutig ist, setzen wir sie bei Fremdwörtern für verschiedene Laute ein (Chor, Chef). Für diese Zusammensetzung sollte ein neues Zeichen gefunden werden, das allerdings

nur für die deutschen Wörter gälte. Die Fremdwörter mit ch ließen sich dann gut lautgemäß schreiben (Scheck).

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch v und t in Fremdwörtern nicht vergessen. Während in der Aussprache des V bei den Sprechenden Meinungsverschiedenheiten auftreten (heißt es Klavier oder Klawier, Eva oder Ewa?), zeigt sich beim T eher die Schulbildung (Nation, Aetius, Dalmatien, dalmatinisch). Auch hier könnte die lautgemäße Schreibung endlich Klarheit schaffen.

Sollten wir bei den fremden Namen auf die lautgemäße Schreibung verzichten, insofern keine Verdeutschung besteht? Um diese Frage zu beantworten, denken wir mit Vorteil an hebräische, griechische, russische Namen, also an solche, die mit andern Buchstaben geschrieben werden. Ist es etwa sinnvoll, die englische Übertragung zu übernehmen und statt Askalon (hebr. Aschkalon) Ashkalon zu schreiben oder die französische und Korfou zu setzen statt Korfu? Es ist hier wohl kaum angängig, auf Grund der griechischen Schreibweise (für „u" steht gr. „oy") auch zwei Buchstaben im Deutschen zu verwenden und statt Papadopulos Papadopoulos zu schreiben.

Aber nicht nur ph und ch wären zu beseitigen. Es gibt einen Laut, der in der deutschen Schrift mit einem Häuflein Buchstaben angedeutet wird, nämlich mit sch. Die Lautschrift setzt dafür längst ein einziges Zeichen. Warum sollte das nicht in unser Abc übergehen? Sache der Schriftkünstler wäre es, einen entsprechenden Großbuchstaben zu entwickeln und auch für die Handschrift Zeichen vorzuschlagen. Dieser neue Buchstabe ergäbe eine wirkliche Vereinfachung.

Wenn wir also unsere Rechtschreibung vereinfachen wollen, müssen wir die Zahl der Buchstaben vermehren. Vermindern wir sie, so packen wir die Aufgabe falsch an.

Schließlich sei noch das I erwähnt, dessen Dehnung mit einem hinzugefügten E angedeutet wird (Liebe). Warum sollten wir nicht „schlißlich" schreiben, da doch mit ß auf den vorausgehenden langen und geschlossenen Laut hingewiesen wird? Und die „Libe"? Es besteht doch kein Anlaß, das I anders auszusprechen, wenn hier kein E folgt. Bedenken wir aber, daß in der Mundart der Zwielaut gilt (Liebi), so will uns die „Libe" nicht recht behagen. Bei „Rute, grüßen, trüb usw." verhält es sich aber gleich wie bei den Wörtern mit i; in der Mundart heißt es „Ruete, grüeße, trüeb". In der Schriftsprache steht also hier auch kein E, ohne daß wir daran Anstoß nehmen. Somit könnten wir es auch bei Wörtern mit i gleich halten. Allerdings ließe sich dann „Lied" nicht mehr von „Lid" unterscheiden. Das wäre nicht so schlimm; beim Sprechen tun wir es ja auch nicht.

Früher gab es mehr *ie* (gieb). Wäre es möglich, mit dem Abbau weiterzufahren?
Die vorliegenden Ausführungen zur deutschen Rechtschreibung erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie wollen bloß auf dieses und jenes hinweisen, einiges zu bedenken geben. Ihre Aufgabe mag darin bestehen, zur Besinnung anzuregen.

Zehn Minuten Sprachkunde

Optimalst

Die Sprachinflation, die von den Werbern besonders mächtig aufgeblasen wird, treibt immer neue Blüten der Übertreibung. In einer Zeit, da alles Bisherige überboten werden muß, kommt unsere altväterische Sprache mit ihrem herkömmlichen Instrumentarium einfach nicht mehr mit; sie stellt viel zu wenig werbewirksame Worte zur Verfügung. So macht man eben neue, und zwar zum Beispiel derart, daß man allem ein *Super* vorsetzt: Supermarkt und dergleichen. Man treibt aber auch die Steigerungsformen, die mit dem dritten Grad, dem Superlativ, an ihrer oberen Grenze angekommen sind, weiter, was bei Eigenschaftswörtern, die aus einer fremden Sprache stammen, manchmal verhältnismäßig leicht geht. So jagt man zum Beispiel ein „optimal", was schon einen Superlativ bedeutet, nochmals die Stufenleiter empor, indem man es mit den Steigerungszeichen des Deutschen versieht; und so erhält man etwa den optimalsten Kaffee. Ein guter Kaffee schmeckt besser! *sfd.*

Genitiv bei Titeln

Einem meiner Leser ist die erschreckende Unsicherheit aufgefallen, die auf dem Gebiete des Genitivs bei Namen und Titeln in weiten Kreisen herrscht. Wie soll — so fragt er sich — ein einfacher Leser und Schreiber noch zurechtkommen, wenn „Professionelle" dauernd solche Fehler machen?
Irrtümer treten vor allem bei echten und unechten Adelsnamen auf. Es heißt richtig „Die Einreise *Ottos* von Habsburg" oder „Die Taten *Rudolfs* von Erlach", weil der zweite Teil des Namens offenkundig ein Herkunftsattribut ist. Handelt es sich dagegen bei dem „von" um ein eingefügtes oder angemaßtes Adelsprädikat, wird nicht der Vorname, sondern der Familienname gebeugt. Also heißt es richtig: „Die Werke Friedrich von *Schillers* sind ebenso berühmt wie die *Leonardos* da Vinci" oder „Die Sprache *Walthers* von der Vogelweide ist köstlicher als die Walter von *Känels*" oder „Wir gedenken lieber *Arnolds* von Melchtal als Eduard von *Steigers*".
Reine Titel werden nicht gebeugt: Die Sammlung *Bürgermeister Müllers* enthält ein Dekret *Kaiser Maximilians* und eine Bulle *Papst Gregors*. Bezeichnet der Titel Amt, Beruf oder Tätigkeit einer Person, so tritt der Artikel hinzu, und es wird die nähere Bezeichnung gebeugt, nicht aber der Name: Die Frau *des Briefträgers Meier* liest ein Buch *des Dichters Benn*. Man kann also sagen: Die Reise Außenminister Schumanns oder Die Reise *des Außenministers Schumann* (falsch: Die Reise Außenministers